

Christus

Autor(en): **Linberg, Irmela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 15

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf der gartengeschmückten Terrasse am See brütete die Mittagssonne. In einer schattigen Ecke, inmitten blühender Magnolien- und Cameliensäume, lag Solanda auf ihrem Liegestuhl ausgestreckt und sah zum tiefblauen Himmel auf. Draußen auf der glatten, unbewegten Flut zog lautlos ein Nachen dahin. Die Berge hoben sich in harten Umrissen vom Horizonte ab. Eine tiefe, fast beängstigende Stille lag über dem heißatmenden Land.

Solanda ließ das Buch sinken, das sie in der Rechten gehalten hatte. Es waren Carduccis Gedichte. Weiß wie ihr Kleid lag sie in den weißen spitzenbesetzten Kissen und ab und zu entrang sich ein kurzer, trockener Husten ihrer kranken Brust. Ihre großen, schwarzen Augen blickten in die Ferne, als suchten sie dort auf so viele Lebensrätsel Antwort, die aber nie eintraf. Wozu hatte sie bis jetzt gelebt? Was hatte ein solches Leben des Genusses und der Freude eigentlich für einen Sinn, wenn das Ende davon die unerbittlich um sich greifende Krankheit war, die die Blüte des schönen Körpers verzehrte, bis der graue Tod dem flüchtigen Leben ein Ende machte? — Und das Leben war doch des Menschen höchstes Gut, war sein köstlichstes Kleinod, das ihm anvertraut war, um damit Bestmöglichstes zu leisten für Zeit und Ewigkeit. Bald war sie dreißig Jahre alt. Bisher hatte sie nichts für die andern getan und bald würde sie das auch nicht mehr tun können, denn der Wurm in ihr fraß weiter am Leben und es würde nicht mehr lange gehen, so lag ihre irdische Hülle im Schatten dunkler Zypressen auf dem hochgelegenen Kirchhof des kleinen Ortes, das ihrer stillen Stunden letzte Zuflucht geworden war.

Solanda Sforza hustete und hustete sich fast die Seele aus dem Leibe. Eine Krankenschwester eilte herbei. Die Gesellschafterin wurde an einem der Fenster sichtbar und fragte sie, ob sie etwas wünsche und dann war wieder alles still und der glutende Odem des Mittags legte sich schwül auf alle Sinne.

In der Villa Serena verbrachte man traurige, sorgenvolle Tage. Die junge Herrin lag mit schwerem Fieber zu Bett und hatte seit vielen Wochen das Zimmer nicht mehr verlassen dürfen. Die Düfte des Frühjahres strömten herein, der warme Sommerwind brachte der Kranken keine Linderung, ja im Gegenteil, sie litt unter der immer zunehmenden Wärme und alle Kunst der Ärzte vermochte es nicht, die rasch zunehmende Krankheit zu heilen. Der alte Vater hatte sich umsonst an die berühmtesten Professoren gewandt. Sie waren gekommen und hatten nur bedauernd den Kopf geschüttelt. „Abwarten, verehrter Herr Graf. Das gute Klima kann vielleicht noch helfen. Wir Ärzte können nichts mehr für Ihre Tochter tun.“

Sie waren gegangen und der besorgte Vater, der in keiner Schlacht gezittert, lag mutlos in seinem Zimmer auf den Knien und rang um Kraft; aber er besaß keinen Glauben und so kam er sich ohnmächtig vor und hatte noch nie wie jetzt in seinem Leben empfinden müssen, daß auch das Geld nicht alles vermag.

Da trat sein Kammerdiener auf den Fußspitzen herein. „Excellenz, soeben habe ich in der Stadt gehört, daß der berühmte Professor Dr. Curio, Spezialarzt für Lungenkrankheiten, im hiesigen Palace abgestiegen ist. Soll ich nach ihm schicken, damit er die gnädige Comtesse untersuche?“

Graf Sforza stützte. „Professor Curio von der Universität Pavia, sagen Sie?“

„Zu dienen, Herr Graf.“

Solandas Vater stützte das Haupt in die Hand. Ein harter Kampf tobte in ihm. Dieser Mann der Wissenschaft war der, welchen seine Tochter letzten Winter in Rom verschmäht hatte, weil er nicht adlig und damals bloß Privatdozent gewesen war. Würde er kommen? Wenn einer ihr helfen konnte, war er es. Das wußte er, denn der Ruf des jungen Gelehrten wurde täglich größer. Graf Sforza

erhob sich, trat zum Schreibtisch und schrieb hastig einige Worte auf seine wappengeschmückte Visitenkarte.

„So, bringen Sie das unverzüglich im Auto ins Palace. Ich bitte um Antwort.“

Der Kammerdiener verneigte sich und verließ das Zimmer. Der Graf ging ans Fenster und blickte hinaus in die lachende Sonnenlandschaft, die so wenig zu seinem verdüsterten Gemüt paßte.

Er wußte nicht, ob er es seiner Tochter mitteilen sollte. Doch befürchtete er eine zu große Aufregung bei ihrem Schwächezustand.

Stunden vergingen. Aus dem Untergeschoß drangen wie Hammerschläge unerbittlich und hart die kurzen, rauhen Hustenanfälle der armen, leidenden Solanda. Da kam Professor Curio. Ernst und still untersuchte er die Kranke, wie wenn er sie noch nie gesehen hätte und dann bemerkte er nachher im Nebenzimmer leise zum hangenden Vater:

„Excellenz, Ihre Tochter ist totkrank. Was ich zu tun vermag, soll geschehen. Das Alte ist vergessen, und was die Kranke am meisten bedarf, ist große, seelische Ruhe. Sie scheint mir auch seelisch zu leiden, den Grund weiß ich nicht. Ich empfehle mich und komme morgen wieder.“

Professor Curio kam täglich und die Kranke erholte sich zu aller Verwunderung immer besser. Die ersten Tage hatte sie den Mann, der einst um sie geworben und den sie abgewiesen und seither nie mehr vergessen hatte, in ihren Fieberdelirien nicht wieder erkannt. Aber allmählich war in ihr ein Erinnern aufgedämmert und eine beseligende Freude des unverhofften Wiedersehens hatte sie erfüllt und einen wohlthuenden Einfluß auf sie ausgeübt.

*

Ein überaus milder Herbst liegt über dem Lande. In der Villa Serena sind alle Fenster dem Lichte des jungen Tages geöffnet. Aus einem Saal im Erdgeschoß dringen gedämpfte Klänge eines meisterlich gespielten Flügels. Solanda sitzt davor und die Genesende läßt ihre schlanken Finger über die Elfenbeintasten gleiten. Chopins Träumerei klingt perlend in den traumschönen Park, in welchem der Springbrunnen leise plätschert. Neben dem Gesicht des Fräuleins sieht man ein ernstes Männerantlitz, dessen Augen in großer, stiller Freude strahlen. Professor Curio hat auch jetzt seine Patientin nicht verlassen und in den trauten, ruhigeren Tagen, die der schweren Krisis folgten, haben sich die beiden doch endlich gefunden. Solanda hört mit Spielen auf und blickt ihn lächelnd an. Dann treten sie Hand in Hand ans Fenster. Vom Dache fliegt majestätisch der weiße Pfau und weit, weit draußen auf dem blauen See fährt ein zierlicher Nachen dahin. Da zieht der Mann seine geliebte Braut fest an sich und drückt ihr einen Kuß auf die Lippen. In der Villa Serena ist die Liebe eingekehrt, die Liebe, die nur das Gefühl und nicht die Vorurteile sprechen läßt. —

Christus.

Von Irmela Linberg.

Ein Teppich weicher dunkler Frauenhaare — gebreitet vor des Eines milden Fuß;

Ein früh Umweinter auf besonnter Bahre — ihm auferweckt durch kühler Winde Gruß.

Und Kinder, die die krausen Köpfechen neigen — und unter seinen Schmeichelworten blühen,

Und Aehrenolden, Früchte an den Zweigen — die seinen Lippen sehnsuchtsdurstig glühen.

Ein Sturm, der seiner bittenden Gebärde zum Lüftchen ward, das auf Geriesel schwamm ...

Und — irgendwo in fremder Felsenerde — wächst seinem Kreuz ein schlanker Zedernstamm.